

Foto Ranger

Gut und schlecht in der Raumgestaltung

Von Dipl.-Ing. Sepp Hutt

(Vortrag anlässlich der Eröffnung der Ausstellung „Handwerk schafft Wohnkultur“.)

Der deutsche Soldat kämpft nicht für Geld wie der Söldner vergangener Zeiten. Er kämpft für seine Heimat. Er ist um so eher bereit, Gut und Blut hinzugeben, je mehr er diese seine Heimat liebt.

Die Urzelle der Heimat aber ist das Heim.

Es ist der Schoß der Familie, der goldene Boden, auf dem sie sich entfaltet. Den Kindern bringt es Freude, Frohsinn und später Erinnerung, Söhnen und Töchtern Halt und Zuflucht, den Eltern Ruhe und Frieden. Dort entsteht das Gefühl der Zusammengehörigkeit und Schicksalsgemeinschaft.

Der Schaffende findet nach der Anspannung des Tages in seinem Heim Entspannung, Behagen, Sammlung und neue Kraft. Dort ist der Mensch geborgen und geschützt vor den Unbilden der Umwelt.

Alles, was eines Tages vor einem Volk und für ein Volk laut werden soll, bereitet sich in der Einsamkeit der vier Wände vor. Alle weltberührenden Bücher und Laten sind dort geschrieben bzw. beschlossen worden. So ist die kleine Umwelt des Alltäglichen in der Tat eine Großmacht des menschlichen Lebens. Im Heim, dieser „Küstkammer der Seele“, findet der Einzelmensch jene fruchtbare Begrenzung, die so wichtig ist für alle Gemeinschaftsbildung.

Die Grundsätze für die Gestaltung der Wohnung oder besser des Heims sind klar und einfach, so klar und einfach, daß man sich wundern muß, wie immer wieder gegen sie verstoßen wird. Wohnen heißt in seinen Räumen Behagen, Sammlung und Anregung finden. Es gilt, die richtige Raumstimmung zu schaffen. Folglich müssen diese Räume unserem gesunden Empfinden gemäß gestaltet werden: natürlich, organisch, zweckmäßig und klar.

Es kommt auf ein Zusammengehen zwischen Formen und Farben an. Wie auch sonst im Leben gilt für die Heimgestaltung eine Rangordnung der Werte. Wie in einem Orchester müssen alle Dinge aufeinander abgestimmt sein.

Für die Farben geben uns die Natur und der Himmel mit ihrem ewig wechselnden Spiel der Stimmungen und Jahreszeiten ein unvergleichliches Vorbild.

Für die Formen gilt der Grundsatz des organischen Gestaltens. Die Früchte dieser organischen Gestaltung werden sein: Zweckmäßigkeit, Werkstoffechtheit und Werkstoffehrllichkeit, handwerksgerechte Verarbeitung und Formenschönheit.

Mit den nackten vier Wänden müssen wir anfangen. Die Wand, die Tapete, hat immer Hintergrund zu bleiben. Sie darf keine eigene Sprache sprechen, sonst wird die Raumharmonie aufgehoben. Die Wirkung der schönsten Möbel muß durch e'ne zu bunte oder zu laute Tapete vernichtet werden. 50 bis 60 Quadratmeter schreiende Wandfläche, wie sie ein mittleres Zimmer aufweist, werden die paar Quadratmeter der übrigen Einrichtung einfach erschlagen.

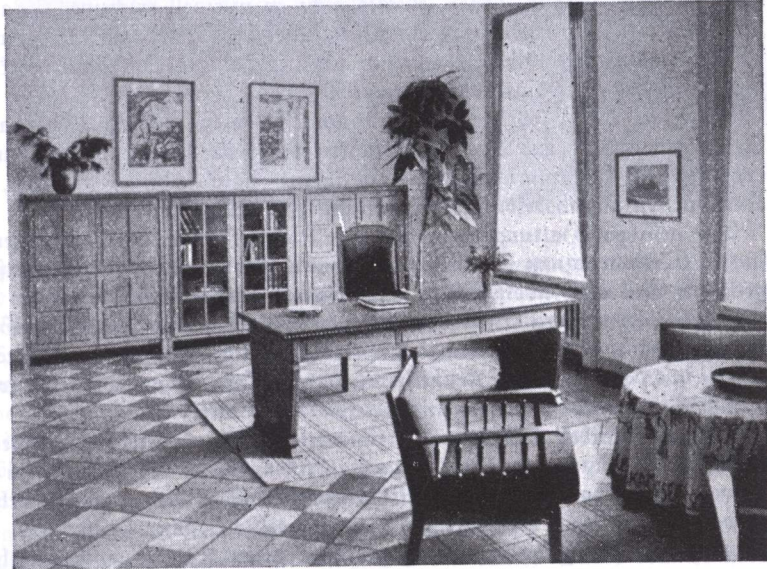


Foto: Renger

Die gleiche Forderung gilt für den Bodenbelag oder Teppich. Er soll nicht nur den Schall dämpfen und e'ne gewisse Wärme hervorrufen, sondern auch die Möbelstücke zusammenführen und zusammenhalten. Er muß daher, zum mindesten wenn er unter Möbeln liegt, in seinem Mittelfeld ungemustert sein, was zudem den Vorteil hat, daß er einfacher und billiger herzustellen ist.

Auch der Vorhang darf kein Eigenleben führen. Seine Aufgabe ist es, dem Fenster einen gutabgestimmten Rahmen zu geben und allzu grelles Licht abzdämpfen. Die Fenster sind nicht, wie manche Dekorateur meinen, in erster Linie zum Dekorieren da, sondern zum Lichteinlaß. Zu große Schwere und grelle Muster sind daher zu vermeiden.

Die Forderung, kein Eigenleben zu führen, gilt auch für die Leuchte. Sie ist Lichtträger und Lichtverteiler. Man darf bei ihr nicht das Gefühl haben, daß unter ihrer schwebenden Last der Tod lauert. Sie soll den Blick nicht stören. „Kronen“ auf antik aufgemacht, in Krakelee oder imitiertem Pergament, mit Wachstropfen unter den Glühbirnen gehören in die Altstoffsammlung.

Das Schwergewicht des Wohnraumes wird meist beim Möbel liegen.

Als Werkstoff wählen wir für die Wohnmöbel nicht Stahl, denn er ist kalt und bligt uns an, sondern wir nehmen den natürlichsten und lebendigsten Werkstoff, den wir kennen: Holz. Holz, diese Verbindung der Erde mit der Sonne! Und zwar nicht unbedingt kaukasisch Nußbaum oder russisch Birke geflammt, sondern wir verbrauchen in erster Linie die Frucht des deutschen Bodens. Unser Vaterland hat vielen anderen Ländern voraus in seinen Wäldern ein wahrhaft göttliches Geschenk. Der Kampf um Licht und Wachstum, den jeder Baum in seiner Weise austrägt, spiegelt sich wider in der Maserung unserer Hölzer. Wer das Gefühl für die natürliche Schönheit unserer Hölzer nicht verloren hat,

wird sie deshalb unverfälscht und in der Regel ohne deckenden Anstrich zur Wirkung bringen. Eine Verlogenheit wäre es, durch einen Anstrich wertvolleres Material (z. B. Marmor) vorzutäuschen.

Wir lassen a.s. Werkstoff in der Raumgestaltung auch jeden neuen Werkstoff oder „Kunststoff“ gelten, wenn er sich ins Raumganze einfügt, fordern allerdings gleichzeitig, daß er seinem Wesen gemäß verarbeitet und eingesetzt wird. Sperrholz z. B. ist ein durchaus anständiger Werkstoff, unanständig aber — jawohl, ich sage bewußt unanständig, weil verlogen — ist es, mit Sperrholz massive Unterzüge oder Tischplatten von 6 Zentimeter Stärke vorzutäuschen zu wollen.

Verwenden Sie meinerwegen Bakelit oder Mipolam, gepreßten Straßendreck oder Pferdedünger — falls Ihnen letzterer nicht zu wertvoll erscheint —, aber versuchen Sie nicht, mit diesen Produkten eine Handschnitzerei aus Nußbaumholz vorzutäuschen!

Ein alter japanischer Volkspruch sagt: „Sei lieber Kristall, zerklüftet im Staube, als vergoldeter Ziegel auf dem Tempeldach!“

Die Form der Möbel soll sich nicht aus einer vergänglichen Mode, auch nicht aus dem Geltungsbedürfnis und der Begehrlichkeit der Käufer, ebensowenig aus der Profitgier der Verkäufer bestimmen, sondern aus ihrem Zweck, ihrem Werkstoff, ihrer organischen Konstruktion und insbesondere der geistigen Haltung unserer Zeit

Der geistigen Haltung unserer Zeit! Wir lehnen deshalb das sogenannte Stilmöbel für die Neueinrichtung von Wohnungen ab. Hat Friedrich der Große se'n Sانسouci im gotischen Stil oder Adolf Hitler seine Bauten im Stile Friedrichs des Großen errichtet? Ich habe nichts gegen Möbel im Kokostil einzuwenden, wenn der Gedanke konsequent durchgeführt wird, d. h. wenn die Bewohner dann auch wieder Keisfröcke und Perücken tragen und dabei auch das Kratzeisen nicht vergessen. Dann aber auch fort mit fließendem Wasser, fort mit WC., fort mit Telefon, Auto usw.!

Aus der gleichen Überlegung heraus lehnen wir sogenannte Bauernmöbel für die städtische Wohnung ab. Und wenn man sich während des Urlaubs in Oberbayern noch so wohlgeföhlt hat, so ist doch kein Grund vorhanden, die dortigen Verhältnisse nach hier zu verpflanzen. So bekämpfen wir die Landflucht nicht, indem wir unsere städtischen Wohnungen mit bäuerlichen oder gar bäuerischen Einrichtungen versehen. Die Raum-



Foto: Renger

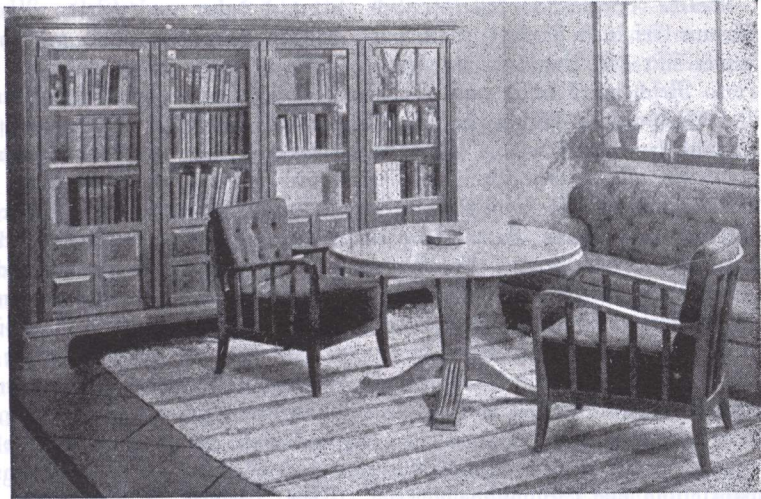


Foto: Renger

Harmonie dürfte gestört sein, wenn „Sie“ in Stöckelabsätzen, Seidenstrümpfen, rasiertern Augenbrauen und rotlackierten Fingernägeln ihre Gäste empfängt und „Er“ im Smoking in solchen Räumen Cocktails mischt. Baldur von Schirach hat kürzlich mit Recht industriell hergestellte „Blut- und Boden“-Möbel als die gleiche Verirrung bezeichnet wie den „Schleiflack-Komplex“ und die „Kaukasisch-Nußbaum-Manie“.

Das betrübliche Gegenstück zu dieser Bauernspielerei, zu diesem verforkelten Zug aufs Land, bildet auf dem Lande der Zug zur Stadt: Der Bauer stellt in seinem Hof hochglanzpolierte Möbel auf und macht ein „besseres Zimmer“, das er nur zweimal im Jahr betritt, weil er sich darin ja auch nicht wohlfühlen kann.

Die Wohnung des Städters wird bewohnt, die des Bauern wird bewirtschaftet. Daraus ergeben sich auch die Gestaltungsgrundsätze. Der wirkliche Bauer braucht überhaupt keine „Möbel“ — dem Wortlaut nach „bewegliche Einrichtungsgegenstände“ —, sondern bei ihm wird am besten alles fest eingebaut. Er zieht ja nie um! Er vererbt seine Einrichtung, sein Hausgefühl, von Generation zu Generation.

Dieses Vererbkönnen muß auch wieder ein Ziel für die städtische Heimgestaltung werden. Erst wenn unsere Möbel wieder Erbstück sind die von unseren Nachkommen in fremdiger innerer Bejahung übernommen werden, sind wir auf dem richtigen Weg. Die heutige Jugend wird auf diesem Gebiet manches Erbe ausschlagen. Und mit Recht!

Ein Erbstück freilich setzt auch eine geübene Verarbeitung voraus. Hier scheiden sich verantwortungsbewußte Hersteller in Handwerk und Industrie von den bloßen Geschäftemachern. Tischlermeister Hugo Rückelhaus erzählt einmal, er habe während seiner Lehrzeit einen Schrank gebaut, der wie gelackt aussah. Eines Sonntagsvormittags sollte der Lehrmeister, der ihn allein hatte arbeiten lassen, das Werk besichtigen. Der alte Meister aber würdigte die gelackte Fassade keines Blickes, er prüfte nicht einmal den Gang der Schubladen oder der Türen, sondern ließ den Schrank von der Wand abrücken, fühlte die Rückwand ab und fand, als er dort einige unsauber bearbeitete Stellen vorfand, entsetzlich zu toben an.

Das mag übertrieben gewesen sein, aber es hat genügt, dem Lehrling ein für allemal klarzumachen, daß der echte Handwerker nicht nur das gut macht, was ins Auge sticht, sondern auch das, was man nicht sieht. Denn letztlich sind die nicht sichtbaren, die verborgenen Teile gerade diejenigen, auf die es ankommt und die das Ganze zusammenhalten. Außerlich kann ein primitiv zusammengeleimtes Möbel genau so aussehen wie das bestgefügte. Deshalb zeigen wir in der Ausstellung auch eine große Anzahl von Holzverbindungen, damit Sie diese schwierige, beim fertigen Stück nicht mehr sichtbare „innere“ Arbeit zu würdigen verstehen.

Solche Wertarbeit kostet freilich Zeit und daher auch Geld. Aber sie ist, wenn es sich um Erbstücke handelt, nicht teuer, sondern preiswert. Wir müssen uns davor hüten, immer nur die Preise zu vergleichen, anstatt Preis und Qualität. Ein Zimmer, das 1000 Reichsmark kostet und vier Generationen seinen Zweck erfüllt und Freude macht, ist billiger als ein solches für 500 Reichsmark, das schon von der nächsten Generation zu Brennholz zerhackt wird. Wir sollten wieder lernen, in Generationen zu denken! Daß es Ausos gibt in den Preislagen von 1000 bis 25 000 Reichsmark nimmt man ohne weiteres hin, obwohl sie in einigen Jahren zum Schrott wandern. Dort gilt W. Busch: „Jedoch bei näherer Betrachtung steigt mit dem Preise auch die Achtung.“ Aber bei einer Zimmereinrichtung, die Generationen überdauert, stöhnt man schon, wenn sie sich in der Preislage eines mittelschweren Motorrades oder einer Blinddarmpoperation bewegt.

Im übrigen ist der Preis weder ein Beweis noch ein Maßstab für Güte und Schönheit. Wohnkultur ist nicht in erster Linie eine Sache des Geldes, sondern der geistigen Haltung und des guten Geschmacks. Wenn Geld allein Kulturwerte zu schaffen vermöchte, welche kulturelle Blüte hätten wir in Deutschland in der satten Zeit vor 1914 haben müssen! Welche Kulturwerte müßten zur Zeit in U.S.A., dem Lande der Golobunker, erstehen!

„Die ärmste Hütte kann Sauberkeit und Gesinnung atmen, der größte Luxus Verwahrlosung und Gesinnungslosigkeit!“ (Prof. Laenger.)

Gehen Sie sich doch einmal die sogenannte bürgerliche Wohnung von heute an, auch die Wohnungen der Leute, bei denen das Geld keine Rolle bei der Einrichtung spielte:

Im Treppenhaus echter Marmor und Goldmosaik, im Flur eine knallige rot-grün oder schwarz-gelb gestrichene „Garderobe“, die nach vornüber kippt, wenn drei Wintermäntel drangehängt werden. Man tut gut, sich daneben ein paar Nägel in die Wand zu hauen.

In der Küche das dickbauchige „Modell Erika“ von 2,50 Meter Länge, poliert, mit der eingebauten Kaffeemühle, die längst nicht mehr „tut“.

Im Wohnzimmer wuchtige und schwülstige Brocken (Mindestlänge des „Büfettos“ 3,10 Meter) mit exotischen Hölzern furniert, prozend in ihrer qualligen Formenfülle mit unorganisch daruntergeleimten Füßen in Plattfußindianermanier.

Im — für die Repräsentation ach so unentbehrlichen — Herrenzimmer ein „Diplomat“, der aussieht wie die Schaltanlage eines Großkraftwerkes. Nicht zu vergessen im Bücherschrank mit Löwenpranken die elektrisch gekühlte Nische mit „Steinhägers gesammelten Werken“.

Beim Schlafzimmer will ich gar nicht reden von den sinnlosen Paradekissen oder dem „Elfenreigen“ über den Betten. Vielmehr interessieren mich zunächst die Betten selbst. Anstatt zu allererst auf die Leile zu achten, auf denen man schlafend ein Drittel seines Lebens verbringt, legt man Wert darauf, daß die Betten in erster Linie „etwas vorstellen“. Man wählt also vor allem (wie im Gesellschaftsfilm) geschwäufte Formen, die einem Schneepflug alle Ehre machen würden.

„Zur ganz besonderen Zierde gereicht aber“, laut Prospekt, „jedem hochherrschaftlichen Schlafzimmer die Frisiertoilette, jenes Gebilde, bei dem eine krankhafte Phantasie sich in wahrhaften Orgien austobte. Bevor dieses edle Stück bei Ankunft des ersten Kindes auf den Dachboden wandert und der Spiegel — wie es sich gehört — an einem Haken an der Wand befestigt wird, thront darauf ein Parfümzerstäuber — zu deutsch „Flakon“ — aus Kristall (gepreßtem Bleiglas) mit einer Art Kabelaanschluß und Gummiball, beides rosa umspinnen (wohl damit es schneller schmutzig wird) und mit langen Trödeln versehen. Meist ist der Zerstäuber leer. Der einzig klar erkennliche Zweck seines Daseins ist das Verführen der Menschheit zur sinnlosen Geldausgabe.“

Damit sind wir beim sogenannten Kunstgewerbe minderer Qualität angelangt. Als im letzten Jahrhundert das Handwerk absank und damit auch die Kunst den Boden unter den Füßen verlor, da kam das Kunstgewerbe auf. Und gewissenlose Geschäftemacher ließen sich von Reißbrettakrobaten, die weder innere Beziehung zum Werkstoff hatten noch seine Verarbeitung beherrschten, Entwürfe machen und produzierten aus rein materialistischem Gewinnstreben maschinell in Riesenauslagen sinn- und wertlose Gegenstände, die wir größtenteils schlechthin als Kitsch bezeichnen müssen. (Bemerkt sei, daß unter der Flagge „Kunstgewerbe“ auch gute Erzeugnisse aus Industrie und Handwerk segeln.)

Wir sind auch heute — z. B. auf dem Gebiet der Keramik oder des Reiseandenkens — noch lange nicht über diese Dinge weg. Und sie vergiften die Volksseele nach wie vor auf Schritt und Tritt in Wohnungen, Gaststätten und wohin wir blicken. Kein Wunder, daß ein Kenner der Verhältnisse sagen mußte:

„Unsere heutige Wohnkultur ist dadurch gekennzeichnet, daß die Menschen Geld ausgeben, das sie nicht haben, für Dinge, die sie nicht brauchen, um damit Menschen zu imponieren, die sie nicht leiden können.“

Gerade auf dem Gebiet jener kleinen Dinge des Alltags, die ein Heim erst wohnlich machen und die die Kultur der Hausfrau verraten, herrscht bei uns heute noch eine Geschmacksverwilderung und -verseuchung aus der liberalistischen Zeit, die schlechthin grauenhaft ist. Der gesunde Instinkt für gute Formen und Farben ist bei vielen Verbrauchern und Erzeugern offensichtlich derart verdrängt und verkümmert, daß auch die Sinnesorgane abgestumpft und zur Unterscheidung von gut und schlecht nicht mehr fähig sind. Wer sein Leben zwischen Warenhausstand und Ramschware verbringt, verliert das Unterscheidungsvermögen für Wert und Unwert der Dinge mit der gleichen tödlichen Sicherheit, wie jede Musikalität in dem ertötet wird, der von früh bis spät den Lautsprecher plärren läßt.

Ich glaube, wir kommen der Lösung der uns gestellten Aufgabe, zu einer neuen Wohnkultur zu erziehen, nicht näher durch bloße formale und ästhetische Betrachtungen, auch nicht durch das ewige Fordern von Zweckmäßigkeit, Werkstoffechtheit, Qualitätsarbeit usw., sondern ausschließlich durch das Verfechten einer Gesinnung. Und diese Gesinnung kann nur heißen: Deutsch sein heißt klar sein! Die Frage der Wohnkultur ist eine geistige Frage, ja eine Angelegenheit des Charakters. Ihre Lösung ist von der inneren Haltung des Menschen abhängig.

„Deutsch sein heißt klar sein“, das bedeutet Wahrheit und Ehrlichkeit im Werkstoff (nicht mit Papier Schweinsleder und Pergament vortäuschen, wo Papier den gleichen Zweck erfüllt).

„Deutsch sein heißt klar sein“, das bedeutet Harmonie in der Farbe und Klarheit der Form, organische Gestaltung anstatt vergewaltigten Materials, statt überladener Formenfülle und kalter Pracht.

„Das einfach Schöne soll der Kenner schätzen,
Verziertes aber spricht der Menge zu.“ (Goethe.)

„Deutsch sein heißt klar sein“, das kann auch einmal bedeuten, daß wir um des Erwerbs eines guten Stückes willen eine Zeit lang zu darben bereit sind. Dieses Stück wird weit eher auch unser „geistiges Eigentum“ werden als ein leicht erworbenes.

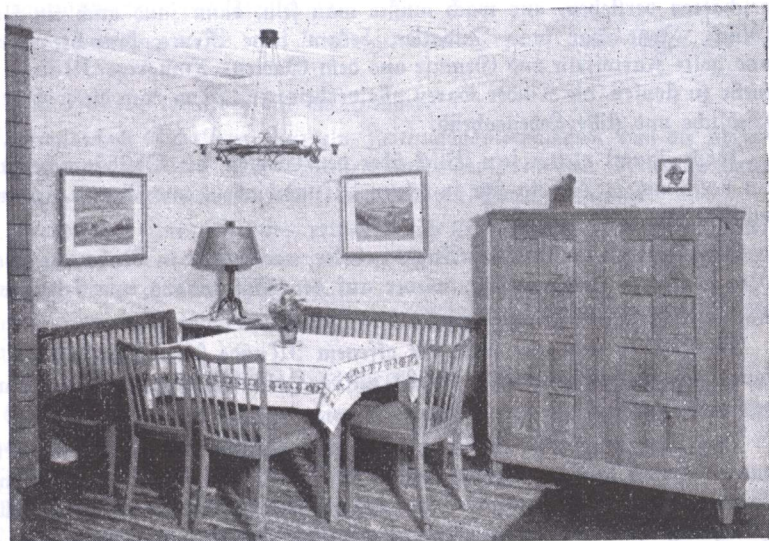


Foto: Renger

Deutsch sein heißt klar sein“, das bedeutet Ablehnung von Dingen, die weder einen Sinn noch einen Gebrauchszweck haben, das bedeutet kompromißlose Bekämpfung des Kitsches, angefangen beim Aschenbecher, über das Möbel, bis zum ganzen Hans. Verzekeln müssen wir dem Volke den Kitsch! Die Maske vom Gesicht reißen müssen wir den Charakter- und verantwortungslosen Geschäftemachern! Der Vertrieb von Rauschgift ist verboten, weil es dem Volkskörper schadet. Kitsch aber verdirbt und vergiftet die Seele des Volkes und schwächt durch seine innere Hohlheit und Verlogenheit die Volkskraft. Wir fordern deshalb ein Produktionsverbot von Staats wegen, im Namen des Volkes! Wir brauchen unsere Arbeitskräfte und unsere Werkstoffe für wichtigere Zwecke.

Zuerst muß eine Auskehr des Häßlichen, des Schlechten erfolgen, dann erst kann die Heimkehr des Guten und Schönen kommen. Dann erst kann wiedererstehen eine neue deutsche Wohnkultur.

AUF DER LAUER

Von Clara Fahlbusch

Der alte Möller steht in Hemdärmeln auf dem Hof hinter seinem Häuschen, verschränkt die Arme übereinander und läßt sich die Sonne auf den kahlen Schädel brennen. Mit vergnügtem Lächeln betrachtet er sein schönes Spalierobst, all die kleinen Edelobstbäumchen, die er selbst angepflanzt hat.

Wie die Äpfel rot leuchten! Eigentlich könnten sie herunter, aber er will sie noch ein paar Tage hängen lassen. Sie sehen so schön aus, und die Nachbarn ärgern sich noch ein Weilchen darüber. Der alte Möller ist sonst ein guter Kerl, nur ein bißchen boshaft mitunter und schadenfroh.

Das sollte ihm aber auch mal einer nachmachen, sich als Arbeiter so ein Häuschen dahinsetzen! Wie hatten sie aber auch gespart und gearbeitet, er und seine Frau! Freilich, Glück war auch dabei gewesen. Als die Geldentwertung nach dem Kriege einsetzte, da hatte er flott sein erspartes Geld genommen und das Haus gekauft — für einen Apfel und ein Ei, so konnte man wahrhaftig sagen. Ja — man brauchte nicht erst viel von Börse und Wärgeschäften verstehen, nur wach mußte man sein, dann fand auch ein kleiner Mann sein Glück. Jetzt war man Invalide, bekam seine Rente, brauchte keine Miete zahlen und holte Kartoffeln und Gemüse aus dem Garten. Hungerige Männer waren auch nicht mehr zu stopfen, die Kinder waren alle verheiratet. Nun kam die wohlverdiente Ruhe, der friedliche und stille Lebensabend.

Noch einmal gleitet sein Blick über den Garten, die Obstbäumchen und die Spalier, ein verschmitztes Lächeln sitzt in seinen Mundwinkeln und Augen. Dann schlurft er gemächlich ins Haus zurück.

Am Morgen des nächsten Tages geht er, nachdem er in Ruhe und Behaglichkeit seinen Morgenkaffee eingenommen, wieder auf den Hof hinaus, um seine roten Äpfelchen in der Sonne leuchten zu sehen.

Da steht er nun und sieht mit offenem Munde seine Spalier an. Endlich sagt er laut: „Guott verdamm mi! Häbb't mi de Halunken de ganze Appels afgeklaut! Guott verdamm mi!“

Den Tag über läßt er sich nicht wieder draußen sehen. Er wandert brummend im ganzen Hause umher, steht überall im Wege und zankt bei jeder Gelegenheit mit seiner Frau. Dann wieder erzählt er ihr eifrig, wie er die Diebe abfassen wolle und ihnen was geben, daß ihnen das Wiederkommen verginge.